

Vom Kriegshelden im Zeitungsroman.

Was das eine Wohltat für den alten christlichen deutschen Romanhelden: der Krieg! Die Abenteuer, die er bisher erlebte, wurden doch auf die Dauer etwas einformig. Trophäen er blödsinnig, blaudäugig, groß, schlant, schnurrbartig und überhaupt eben ein Held war, kam er sich zuweilen angeführt vor. Nun aber: welche Möglichkeiten! Jeder Bericht des Großen Generalstabs bringt neue! Wie kann er sich jetzt in wichtigen Heldentaten betätigen zu sprechen: geradezu aalen! Ueberall kann er dabei sein, im Westen, im Osten, auf der See, in der Luft, in den Kolonien, er kann sogar auf dem Marsch zum Suezkanal auf einem Kamel im Samum reiten und in Tempelruinen mitten in der Wüste Stimmungen erleben, die der Zeitung Waffenschmerzen als Abonnement all dieses Himmelschen gewinnen. Dabei die tröstliche Gewißheit, daß man tugendhaft ist; selbst im mörderischen Rascheneingewehrgekannter holt man sich höchstens gelegentlich eine Verwundung, um an passender Stelle der Leserin einsam auf dem nächtlichen Schlachtfeld unter dem weiten Sternenhimmel vorgeführt zu werden oder um tiefinnige Dank- und Liebesgeföhle für die treuergebende Notenschwester mit der hübschen, weichen Hand zu erwerben. Lebendig bleibt man auf alle Fälle, denn man muß ja, nach 72 Fortsetzungen, „sie“ ins „traute Heim“ führen.

Diese Art von Romanhelden wäre mit einigem Humor auch für andere erträglich. Manche aber sind nicht ganz so harmlos. Greifen wir uns irgendein Musterstück aus den vielen, die jetzt durch die Tageszeitungen laufen, heraus, etwa Herrn Eddert von Hagen, bei dem ja schon der Name von preukischer Edelgröße tropft. Wo er edelgrößer ist seine Mutter und seine Schwester Gerda. Den denkbar löstlichsten Edelmut bringt aber seine Geliebte Liselotte auf, denn einer überdehlt andauernd den anderen. Eddert also muß in den Weltkrieg. Aber der Mutter und der Schwester sowie der Geliebten fehlt es an Glücksgütern. Da Eddert edelmütig ist, muß er dafür sorgen, daß sie auch ohne ihn leben können. Also anschließt er sich, die ungeliebte Tochter des reichen Kommerzienrats Hollmann zu heiraten, die, launisch und eigenfönnig, wie Zeitungsroman-Kommerzienratsstöchter bekanntlich mal sind, sich in ihn verliebt hat. Aber er bietet sich ihr natürlich nicht freiwillig an. Dazu ist er doch zu edel. Vielmehr: der Vater Kommerzienrat tritt ihm „bleich und aufgeregt“ entgegen: Seine Tochter habe Krämpfe, zwei Ärzte können nichts dagegen ausrichten, daß sie fortwährend nach Eddert klagt. Der setzt dem Kommerzienrat „sehr zurückhaltend auseinander, daß er in keiner Weise durch sein Benehmen Veranlassung gegeben habe, Hoffnungen in Fraulein Ena zu wecken, die sie berechtigt, jetzt so unglücklich zu sein.“ Aber der Kommerzienrat hat doch nur ein Kind, und das stirbt, wenn Eddert sie nicht heiratet. Die Edelgröße bleibt unbesiegt: als Lebensretter naht sich Eddert von Hagen der reichen Frau. Dafür ist es nicht zuviel, daß er vom Schwiegervater das nötige Geld für Liselotte und für Mutter und Schwester erhält. Der Lebensretter und Retter „knappt die Haden zusammen.“ Herr Kommerzienrat, ich werde hiermit um die Hand Ihrer Tochter. Ich weiß nicht, ob ich Ihr Liebe geben kann, ich will es aber eheulich versuchen, ihr ein treuer Gatte zu sein.“ Der Kommerzienrat „umarmt ihn gerührt“ und führt ihn zu Ena. Eddert erzählt die Szene seiner Mama, wie Offiziere dertel bekanntlich zu erzählen pflegen, nämlich wie folgt: „Da brach ein jubelnder Schrei von Enas Lippen, fest schlangen sich ihre Arme um meinen Hals, und ihr Mund preßte sich auf den meinen, während eine heiße Tränenflut ihr Antlitz überströmte. Ich wusch ihr liebkosend über das Haar und küßte ihre weiße Stirn. Da wurde sie ruhiger, und der Blick ihrer dunklen Augen sank zitternd zu Boden. Die beiden Ältern, die in Tränen schwammen, ließen uns eine Viertelstunde allein.“ Gerda von Hagen allerdings findet diese edelmütige Affäre nicht ganz geheuer: „Du hast Dich verkauft. Und wenn auch edle Motive Dich veranlaßten, den Handel da einzugehen, so ist doch nach meinen Begriffen diese Geliebtheit sehr wenig ehrenvoll für Dich.“ Aber die Mutter entscheidet: „Eddert hat recht gehandelt. Ich führte das Mitleid mit Ena, das Mitleid mit Liselotte und uns zum heiligen Geal der Erlösung.“ Und im Hinblick auf die spannende Fortsetzung des Romans fügt sie hinzu: „Ich schaue weit in die Zukunft, mein Sohn. Aus diesem Geld Deines Opfermutes werden noch Rosen sprechen.“ Liselotte ihrerseits „precht zwar die geballte Faust fest gegen ihre Bruust, aber trotz des „Würgens in der Kehle“ „fürnt sie Ena nicht, sondern bespricht ihrem Geliebten, Ena zu „helfen und zu führen in

schweren Tagen.“ Beruhigt kann sich Edderts „hohe Gestalt“ dem Weltkrieg zuwenden.

Der Roman „Deutsche Frauen“, dem wir das entnehmen, ist nicht etwa in irgendeinem Käseblättchen gedruckt, sondern im — „Berliner Lokalanzeiger“. Die Verfasserin, Frau Annh Bothe, gehört zu jener Sorte von Schriftstellerinnen, die auf Prospektten als „eine der beliebtesten deutschen Erzählerinnen“ vorgestellt zu werden pflegen. Ihre Romane ergießen sich, durch die Zeitungsromanvermittlung, weithin in die deutsche Presse.

Derart ist also die Kost, die zahlreiche Zeitungen gegenwärtig ihren Lesern vorsehen, oder vielmehr ihren Leserinnen. Denn Männer sehen längst keine Zeitungsromane mehr an. Ist es zu verwundern, wenn so viele Frauen, denen die Ereignisse unserer Zeit in dieser Aufmachung und mit solcher Verwirrung aller sittlichen Begriffe vorgeführt werden, selbst jetzt noch die Gänge bleiben, die sie vor dem 1. August waren?

Wir aber, sind wir gegen diese Art Gänsezeit wehrlos? Wenn man die Zeitungsredakteure unter Hinweis auf den Ernst der Zeit auffordert, das Gänsefutter hinauszuschleppen, so würden sie antworten: Bitte, wenden Sie sich an den Herrn Zeitungsverleger. Der aber würde sich verteidigen: „Ich erleide durch den Krieg reichlich Verluste. Ich kann die Zeitung nicht halten, wenn ich nicht auf die Zustände der weiblichen Leierchast spekuliere.“ Wenn man geschäftliche Rücksichten überhaupt gelten läßt, fällt letztlich die Ursache des Übels auf die Leser zurück. Also immer wieder: erzieht die Leser und die Leserinnen. Verbreitung guten Lesestoffs durch den Vertrieb billiger Hefte, soweit sie sich nur vertreiben lassen, durch Volksbüchereien usw. Eine Arbeit, die begonnen ist, aber noch viel energischer betrieben werden muß. Vorläufig sind nur die Sozialdemokraten so weit, daß sie auch aus der „Presse der kleinen Leute“ diese Zeitungsromane weggefegt haben. Chr. Wience im „Sunstwert“.

Pariser Eindrücke.

(Schluß.)

Das Straßenpublikum ist anders zusammengesetzt als in Friedenszeiten. Es fehlt einmal die große Kote, die sonst die Halbweilt eingefügt hat. Die galanten Dämchen sind zwar nicht samt und sonders verschwunden. Aber sie geben sich anders als früher. Sie sind einfacher gekleidet; viele gehen in Schwarz, wohl weil sie finden, das sei am zeitgemähesten. Auch sonst meidet man aufwändige Gewandungen. Helles und gar grelles Farben sind verpöht. Man hat hier das richtige Gefühl, daß sie herzlich schlecht zu den zahlreichen Trauergevändern passen würden. Es ist überraschend, wie viele Frauen Trauergevänder tragen. Doch muß man in Betracht ziehen, daß es in Frankreich Sitte ist, auch für entferntere Verwandte die äußeren Zeichen der Trauer anzulegen. Und zum Traueranzug gehört bei allen Damen auch der schwarze Schleier, den anderwärts die Witwen tragen. Etwas Farbe bringen einzig die Uniformen in das Straßenbild. Man sieht Offiziere und Soldaten aller Waffengattungen; die meisten sind leicht verwundet und befinden sich auf Erholungsurlaub. Hin und wieder leukt ein Engländer oder ein Schwarzer die Aufmerksamkeit auf sich. Neben diesen Neugiertheiten fällt sofort auf, daß das Straßenleben infolge des Fehlens der Fremden intimer geworden ist. Die Einheimischen fühlen sich mehr unter sich und bemühen sich sogar, im Straßengezweige nach Bekannten zu forschen. Vielleicht hängt es auch damit zusammen, daß man sich auf der Straße ernst und gefest gibt und jede laute Heiterkeit peinlich vermeidet. Das Gefühl, daß man sich auf der Straße verlieren, daß man im Gewühl untergehen und sich verbergen kann, ist nicht mehr vorhanden; das beinfrucht das Gebahren. Die Geschäfte auf den Boulevards geben sich jetzt keine besondere Mühe, die Kunden anzuziehen. Die Auslagen in den Schaufenstern sind oft recht bedrückend; man hat den Eindruck, sie seien seit Monaten nicht verändert worden. Der Besuch der Kaffeeshäuser hat nachgelassen, seitdem der Ausschank des so beliebten Absinths verboten ist. Der Biertrinker vermischt das Münchener oder das Pilsener Bier und kann sich nicht mit dem französischen Gebräu abfinden. Außerdem ist es jetzt Mode geworden, sich recht mäßig zu geben. Die Gastmister belagen es tief, und die Mäßigkeitsapostel reden schon von einer dauernden Besserung. Das Wirtschaftsgewerbe ist sicher unter denen, die die Folgen des Krieges am meisten zu spüren kriegen, ist doch gerade in Paris die Fremdenkolonie und die Jungmannschaft immer am ausgabe-

freudigsten gewesen. Die alten Herren, die beim Abendessen ihre Familie spielen oder die Bestlage besprechen, machen den Stahl nicht fett. Und abends 8 Uhr wird in allen Kaffee- und Bierhäusern unerbittlich Schluß gemacht. Was das in Betrieben bedeutet, die zwischen 9 Uhr abends und 2 Uhr morgens ihre Hauptleistungen hatten, kann man sich denken. In den volkreichen Vierteln sind die Einnahmen der Wirte auf ein Viertel zurückgegangen. Auf den Boulevards dürfte der Ausfall um ein Vielfaches größer sein.

Wie tief die Luxusindustrie daniederliegen muß, zeigt ein Gang durch die Rue de la Paix. Die meisten Läden sind geschlossen. Aber in der Straße fehlt der Verkehr. Sonst standen zwischen fünf und sechs Uhr die prächtigen Automobile in langen Reihen vor den vornehmen Modehäusern und auf dem freibleibenden Fahrdamm war das Getriebe angestrengt. Jetzt hat die breite Straße einen provinziellmäßigen Anstrich. Fahrdamm und Bürgersteig sind zu breit. Die schönen Modelle, die sonst prunkend auf und nieder stolzierten, sind verschwunden, und in den Ateliers sind die meisten Plätze leer. Auch der Wagenverkehr auf den Champs-Élysées ist mächtig zusammengeschrunkt. Man scheint das Nachmittagssteldiehn im Bois de Boulogne nicht mehr einzuhalten. Die Schuhmänner haben nicht mehr nötig, von Zeit zu Zeit die Wagenreihe anzuhöhlen, um den Fußgängern zu erlauben, ungeföhrt von einer Seite auf die andere zu gelangen. Man überschneit die Straße, wo und wie man will, und hat nur aufzupassen, daß die Militärkraftwagen, die hier unheimliche Geschwindigkeiten entfallen können, einem nicht zu hart aufrüden. Das rege Leben auf den Boulevards ist nur auf Kosten der andern Verkehrsbereichen möglich. Man ist froh, daß man wenigstens dort die Fiktion des Paris der normalen Zeiten aufrechterhalten kann, und wie infolge stillschweigenden Uebernehmens trägt jedermann dazu bei, daß dort die Täuschung möglichst vollständig ist.

Wer eine Abneigung gegen die Untergrundbahn hat, muß jetzt einen eigenen Wagen mieten, wenn er in Paris vorwärts kommen will. Die Trambahnen verkehren wohl in ziemlich kurzen Zeitabständen, aber sie sind hauptsächlich für den Vorortverkehr berechnet. Auf vielen Wagen werden die Fahrscheine von Frauen verkauft, die dunkel gekleidet sind und eine Polizeimütze tragen. Die gasstollen Autobusse, die die Stadt in allen Richtungen durchqueren, sind verschwunden. Ein Ersatz ist dafür nicht geschafft. Wer ein Feind des übertriebenen Straßenlärms und des Petrolgeschlalls ist, wird das Verschwinden dieser Ungeräusche kaum bedauern. Noch nie sind die Pariser Straßen so ruhig gewesen wie eben jetzt. Die Häuser gittern nicht mehr bis in die höchsten Stockwerke hinauf; auch netzlose Leute können in aller Seelenruhe arbeiten. Dafür muß man sich allerdings für jeden eiligen Gang in die Untergrundbahn bemühen, deren müffige Tunnel nicht gerade ein angenehmer Aufenthalt sind. Auch hier ist das männliche Personal auf das allernotwendigste beschränkt. Diezüge werden von Männern geführt; an den wichtigen Haltestellen sind männliche Aufsichtsbearbeiter; die Strecken werden von Männern in Ordnung gehalten. Aber die Fahrartenkontrolle geschieht fast durchweg durch Frauen. Besorgt sonst in jedem Wagen ein Angelegter den Türdienst, so fährt jetzt nur in der ersten Klasse ein halbwüchsiger Bursche mit. Die Türen der übrigen Wagen schließen sich automatisch, was bei großem Gedränge keine unangenehme Sache ist. Es sind infolge dessen schon zahlreiche Unfälle vorgekommen. Aber im großen und ganzen wickelt sich der Dienst in den Untergrundbahnen geordnet ab. Das Publikum hat sich daran gewöhnt, selbst zum Rechten zu sehen. Infolge des Mangels an anderen Fahrgelegenheiten ist diese Bahn fast den ganzen Tag überfüllt.

Es gemüßlich das Pariser Leben am Tage ist, so ungemüßlich wird es am Abend. Die Straßenbeleuchtung ist überall auf die Hälfte beschränkt. Den Leuten abern ist verboten, die großen Bogenlampen spielen zu lassen. Die Lichtstrahlen sind abgestellt. Von 8 Uhr abends an sollen alle Fenster verhängt sein. Die Lichtstadt verdrängt auf das Licht. Merkwürdig, welchen Einfluß das auf ein Gemütsmenschen hat. Man bildet sich um 8 Uhr abends ein, man sei recht müde, habe Schlaf und mühe zur Ruhe gehen. Wer möchte auch in einer halbdunkeln Stadt herumbummeln? Bekannte erzählen mir, daß sie seit Wochen nach dem Nachtessen nicht mehr ausgegangen sind. Es gibt wohl einige Theater und Konzerte. Aber niemand hat viel Lust, jetzt ins Theater zu gehen. Und wer gehen will, der geht noch lieber am Nachmittags als am Abend, wo er sich jedesmal einen Wagen mieten muß, um wieder nach Hause zu kommen. Auch die Minoretheater

Ueberflus.

66] Von Martin Andersen Nexö. „Nu—un!“ erwiderte der Kandidat gedehnt. „Wieviel, wenn man in diesen Wänden eine so materielle Frage stellen darf?“ „Zweitausend Kronen.“ „Lob und Teufel, ist das wahr?“ Das Gesicht des Pfarrers schob sich vor Erstaunen in die Höhe. „Und von Ihnen!“ Der Kandidat ging an seinen Schreibtisch und holte eine Quittung, die er dem Pastor reichte. „O, ich zweifle ja nicht,“ sagte dieser, durchforschte aber trotzdem die Quittung. „Das ist ja ein rechtes Aktivum für die Kirche, selbst wenn man kein Geld daraus erheben kann, und Gottes Haus muß auch einen gewissen Eindruck von Wohlstand machen. Und doch, man könnte versucht sein zu sagen: die Armen zuerst. Es klingt profan in eines Pastors Munde, aber Sie, der Sie nicht in allen Punkten ein Mann der Kirche sind, werden es verstehen! Und die Armut, mein Lieber, der große Empörer. . . . Heut bin ich von Pontius zu Pilatus gelaufen, ohne einen kleinen Vorstoß aufzutreiben zu können, womit sich das Samariterwerk beginnen ließe. Wunderlich, wunderbar! Zweitausend Kronen — hm, hm, hm! Und von einem Wohlwollenden, einem Beobachter!“ „Wieviel ist notwendig?“ fragte der Kandidat, durch die letzte Bemerkung des Pastors etwas verlegen gemacht. „O, etwa fünfshundert Kronen auf die gezeichneten Beiträge als Sicherheit — erstklassige Sicherheit — hül!“ Kasl ging ins Nebenzimmer und schrieb eine Anweisung auf die Sparskasse aus. „Sie sind ein beneidenswertem Mensch mit diesem wunderbaren Willen, stets zum Guten bereit. Das macht es einem auch so schwer, zu ihnen zu gehen, weil Sie sicherlich mißbraucht werden. Ich will Ihnen offen sagen: noch habe ich die Hoffnung nicht aufgegeben, Sie zu den Unern zu zählen. Aber Sie sind zu reich ausgerüstet, materiell und geistig, das Christentum ist ja eine Religion für die Armen und Bedürftigen, ja — und nur die Anspruchslosten von den Begünstigten kommen zu uns. Nun, ich predige nicht Besehrung, das liegt mir nicht, ich bedauere nur das Faktum aus aufrichtigem Herzen. Nicht wahr, gnädige Frau“ — er legte den Arm um ihre Schulter — „Sie und ich, wir beklagen tief, daß wir nicht teilhaben an dem Besten in dem Ranne dort, aber vor allem beklagen wir doch ihn, weil ihm dauernd alles verloren geht. Und wir wollen einander versprechen, ihn von Zeit zu Zeit daran zu erinnern, daß das herrliche Geschenk doppelten Wert erhält, wenn das Herz mit dabei ist, und daß niemand mehr gibt als derjenige, der

sich selbst gibt.“ Halb scherzend reichte er ihr die Hand und besiegelte den Bund mit der anderen.

„Vielleicht komme ich eines Tages ganz von selbst,“ sagte der Kandidat ernst.

„Sie sollen willkommen sein, mein Lieber! Und möchten Sie kommen als einer, der einmal uns nötig hat; das würde uns um so fester verbinden. In der Not erkennt man seine Freunde! — — Apropos, Freunde, es soll Ihrem Freund da draußen, dem Herrn Bauder, sehr mäßig gehen. Ich habe heute mit dem Arzt gesprochen; er meinte, er hätte nicht mehr lange zu leben.“

„Ich habe schändlicherweise gar nicht nach ihm gesehen,“ erwiderte der Kandidat.

„Dann können Sie sich die Mühe sicher sparen, denn es wird niemand mehr zu ihm gelassen. Ich habe neulich auf dem Heimweg vom Kirchhof bei ihm vorgeprochen, aber er war ganz ausgebracht über meinen unschuldigen Ornat, und ich bin schleunigst wieder gegangen, um nicht schuld an seinem Tode zu sein. Hül! Er war übrigens müde. Als ich fragte, ob ich nichts für ihn tun könne, antwortete er: Beten Sie, Pastor, daß ich regelmäßig Deffnung bekomme für die Zeit, die mir noch bleibt. Ich antwortete ihm, daß man hohe Buße zahlen müsse, wenn man dem Apothekerprivileg zu nahe trete. Gut pariert, nicht wahr? Man muß ja mit den Vögeln jagen, unter denen man ist. Na, leben Sie wohl, Herr Wohlthäter. Leben Sie wohl, gnädige Frau!“

„Wollen Sie nicht bleiben?“ fragte Frau Kasl. „Wir erwarten heut abend Gäste, Sörensens aus dem Abstinenzlerheim.“

„Ah, wahrhaftig, vortreffliche Leute! Es wird übrigens von verschiedenen Seiten darüber geklagt, daß er der Sache nicht mehr so eifrig diene. Aber bei der Geschichte mit der einfältigen Dienstmagd hat er sogar ungewöhnlich brav gehandelt. Ja, Sie wissen wohl, daß sie in gelegneten Umständen ist? — Hül! So ein armer Idiot. Aber kriegen wir das Vieh zu fassen, das sich ihre Beschränktheit zunutze gemacht hat, dem Kerl soll seine Strafe nicht geschenkt werden!“

„Mein Mann gerät ganz außer sich, wenn er daran denkt. Er nimmt es sich immer so zu Herzen, wenn etwas Höfliches geschieht. Aber er meint, den Schuldigen könne das Geheh nicht treffen.“

„Seien Sie ruhig, mein Lieber,“ sagte der Pastor und legte die Hand auf die Schulter des Kandidaten. „er l a n n getroffen werden. Würden wir bloß, wer es ist. Ich habe gerade vorhin mit dem Schulzen über die Saade gesprochen, und der sagte, es gebe allerdings keinen Paragrafen für den vorliegenden Fall, aber wenn eine Strafe auf unglücklichen Verkehr mit betrunkenen Leuten ausgesetzt sei, wieviel mehr dann in diesem zehnmal so anstößigen Verhältnis. Leider kommt ihre Unzurechnungsfähigkeit dem Schurken ja zur

quälen, das wahrhaftig sehr, sehr unappetitlich ist. Adieu!“ Er sang das Wort volltöndend hinaus, ihnen den Rücken zukehend, und ging seiner Wege, ohne sich umzudrehen. Der Kandidat beehrte sich, ihn hinauszubegleiten. „Adieu!“ sang der Pastor unten auf der Treppe noch einmal, ohne jedoch einen Blick hinaufzuwerfen. „Hü! Hü, hü!“ hörte man, als er die Haustür öffnete.

Der Kandidat war beim Abendbrot düstter und trift; alles hing an ihm herab, alle Linien in ihm wiesen abwärts. „Lieber Louis,“ sagte seine Frau und erhob sich mit Mühe, um über sein Haar zu streichen. „Sei nicht so traurig. Du kannst Dir doch keinen Kummer über all das Höfliche in der Welt machen.“

„Ich mache mir auch keinen Kummer über das Höfliche, sondern über das Tragische. Der betreffende Verbrecher kann sehr wohl ein vortrefflicher Mensch sein, der Tag für Tag die härteste Strafe erleiden muß für das, was er in der tiefen Erniedrigung eines Augenblicks begangen hat. Selbst die Juristen sind ja in unseren Tagen der Ansicht, daß man versuchen soll, die Seelenzustände zu verstehen, die eine Handlung erzeugen; liegt aber die Handlung vor, so vergessen die Menschen alles schöne Gerede von Verständnis und rufen nach der Obrigkeit und dem Strafgesetz. So seid ihr alle — Du auch; und das tut mir leid.“ Er zitterte, so angegriffen war er.

„Aber Louis, ich habe ja gar nicht begriffen, daß man es auf die Weise betrachten könnte. Für mich war es bloß eine höfliche Schweinerei.“

„Natürlich ist es das — in feinen Ergebnissen. Aber, nicht wahr, Mädchen, wir alle begeben ja Handlungen, die, wenn die Behörde damit zu tun bekäme, zu Verböden gestempelt werden müßten, während sie unserem eigenen Bewußtsein nur als verhängnisvolle Unglücksfälle erscheinen. Das Unglück kann in seinem Ergebnis sehr wohl verbödenrisch erscheinen, aber beim Verbrechen ist der Anschlag das Entscheidende, ohne Rücksicht darauf, ob es plüdt oder nicht. Und bedenke, der wahre Mensch ist doch ein Doppelwesen, das mit seiner ganzen Haltung emportrtebt, aber die Höhe im Schmutz behält. Gerade die Besten fallen manchmal ihrer ganzen Länge nach in den Schmutz — vor Verzeuung über das Unvereinbare der beiden Gegenätze.“ Alle Großen des Alten Testaments legen Zeugnis ab für diese menschliche Auffassung — David, alle Propheten. Was leien wir von ihnen! Und doch waren sie die Retter ihres Landes. Heutzutage würde man sie ins Zuchthaus gebracht haben! Ich verlange nicht, daß Du den historischen Ueberblick haben sollst, aber es wundert mich — und tut mir ein wenig weh —, daß Dein Herz Dich nicht auf die richtige Seite führt.“

(Fortf. folgt.)

